Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

Frankfurt a. M., 1907

VIII. Der Rabbi als Geldverleiher.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

Visual Library

VIII.

Der Rabbi als Geldverleiher.

Unsere Erzählung führt uns achtzig Jahre zurück in die Geisteswerkstätte eines der bedeutendsten Männer seiner Zeit und aller Zeiten, in das Studirzimmer, oder wie man damals sagte, in die Lernstube des Rabbiners der Preßburger Gemeinde, Rabbi Moscheh Sofer.

Es war am Tage nach dem Simchasthorafeste, einige Stunden nach dem Morgengebet, um die Zeit, in welcher sonst die nach Hunderten zählenden Jünger der Jeschiba an den Lippen des gefeierten Lehrers hingen. Die Vorträge des Winterhalbjahres begannen erst in einigen Tagen mit dem Ersten des nächsten Monats. Der Rabbi saß daher allein in seine Korrespondenz vertieft, die ihm aus allen Ländern Europas zuging. Diese Korrespondenz zu erledigen, hätte allein die volle Arbeitskraft eines weniger vielseitigen Mannes erfordert. Sie hatte die schwierigsten juridischen, rituellen Fragen und Probleme aller Art zum Gegenstande, wie sie im Laufe der Zeit in den Gemeinden Israels auftauchten und der Entscheidung harrten. Bei der unbestrittenen Autorität des Preßburger Rabbiners wollte kein Leiter und Wortführer der großen jüdischen Diaspora eine irgendwie bedeutsame Entscheidung treffen, ohne dessen Urtheil vorher einzuholen. Durch die geniale Meisterschaft, mit welcher die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn Rabbi Moscheh Sofers Licht in jedes Dunkel brachte, war er der geistige Berather der ganzen Judenheit ge-

worden. Den tausenden von Schülern, die er während seiner langen, gottgesegneten Lehrwirksamkeit ausgebildet hatte, stand er wie ein liebevoller Vater und Helfer zur Seite und die vereinzelten hochbetagten Greise unter ihnen, die uns aus jener Zeit der Himmel noch erhalten hat, verjüngt noch heute ein Hauch jugendlicher Begeisterung, wenn sie ihres nun bereits mehr als 60 Jahre heimgegangenen Lehrers gedenken.

Zu seiner Gemeinde stand Rabbi Moscheh Sofer wie das Haupt einer großen Familie. Jedes einzelne Glied derselben war seinem edlen Herzen gleich nahe, um in allen Lagen des Lebens Jedem mit Rath und That hilfreich zur Seite zu stehen.

Daher kam es, daß außer den späten Nacht- und den frühen Morgenstunden Rabbi Moscheh Sofer selten allein war, und auch jetzt hatte er nur wenige Zeilen der vor ihm liegenden Briefe gelesen, als es an die Thüre klopfte. Das war ein schüchternes Pochen, und der Rabbi glaubte sich ohne viel prophetische Gabe sagen zu dürfen, daß da draußen ein armer Mann um Einlaß bitte, an den jetzt, da die heitere Festzeit vorüber war, die schwere Sorge des Lebens wieder herantrat.

Mit seiner ganzen leutseligen Herzensgüte sprang daher der Rabbi von seinem Platze auf, um dem Pochenden selber die Thüre zu öffnen. Er öffnete sie ja nicht nur den Armen, sondern auch der Herrlichkeit Gottes, von welcher das Psalmwort sagt, daß sie zur Rechten eines jeden Armen weile.

Wie hatte sich aber der Rabbi so gründlich geirrt! Das war kein armer Mann. Es war der reichste und angesehenste Mann der Gemeinde, der Roschhakohol Rabbi Wolf Pappenheim selber, und die Höhe und Würde des Eintretenden be-

kundeten mit jeder Bewegung seinen hohen Rang; jeder Zoll ein Roschhakohol!

„Wie man sich doch irren kann," sagte Rabbi Moscheh, „ich hätte sicher geglaubt, ein armer Mann poche an die Thüre, denn ich kenne seit vielen Jahren unseres Verkehrs jeden Schritt und Tritt Eures Ganges, sowie Eure Art und Weise, an die Thüre zu klopfen."

„Rabbi, Ihr seid ein Engel Gottes. Eure vermeintlichen Irrthümer enthalten mehr Wahrheit, als die tiefgründigste Weisheit von Menschen unseres Schlages; kann ich den Rabbi einige Minuten ganz allein sprechen?"

Statt jeder Antwort schloß der Rabbi die Thüre ab und nöthigte seinen Gast, Platz zu nehmen.

Der Letztere holte tief Athem und mußte einige Sekunden vor innerer Erregung innehalten, dann stieß er in kurzen, abgebrochenen Sätzen die wenigen Sätze hervor:

„Ich habe dem Rabbi ein tiefes Geheimniß mitzutheilen und möchte dafür den Rath des Rabbi erbitten. Ich bin ein verlorener, unglücklicher Mann, der vollkommen ruinirt ist."

Erschrocken blickte Rabbi Molscheh Sofer in die von tiefem Gram durchfurchten Gesichtszüge seines Gastes. Er konnte seinen Blick nicht prüfen, da er die Augen wie ein Schuldiger zu Boden geschlagen hatte. Aber der fliegende Athem, die pochenden Schläfenpulse und der silberbeschlagene Stock, der jede Bewegung der zitternden Hände verrieth, das alles sagte dem aufmerksamen Beobachter, daß etwas ganz Ungewöhnliches sich ereignet haben müsse.

„Welche Sünde habt Ihr denn begangen, daß Ihr Euch für so unglücklich und für vollkommen verloren erachtet?" fragte leise der Rabbi.

Da leuchtete das trübe Auge des Gefragten in freudiger Gluth auf und er blickte mit heiterer Zuversicht in das Antlitz des Rabbi.

„Einer Sünde bin ich mir, dem Himmel sei Dank, nicht bewußt. Nicht darum handelt es sich, sondern ich bin ein armer Mann, ich habe mein ganzes Vermögen und zwar ohne mein Verschulden verloren!"

„Ihr habt Euer Geld verloren, sonst nichts als Euer Geld, und da wäret Ihr ein verlorener, ruinirter und unglücklicher Mann? Seid Ihr denn Euer Geld, daß Ihr verloren seid, wenn Euer Geld verloren ist? Die Liebe, die Achtung und Verehrung, die Euch die ganze Gemeinde, die Euch Jeder entgegen bringt, mit dem Ihr je in Berührung gekommen seid, gilt Euch, gilt nicht Eurem Gelde. Wohl habt Ihr Euer Geld jederzeit dazu verwendet, um arme Thoragelehrte zu unterstützen, um Hungernde zu speisen, Nackte zu kleiden und Kranke zu heilen, aber man hat trotzdem in Euch nicht Euer Geld, sondern Euch selber geschätzt und geliebt. Wer kann je diese Juwelen aus der Krone Eurer zahlreichen Verdienste brechen? Ihr seid und bleibt unsäglich reich, auch wenn Ihr im Augenblick kein Geld mehr habt. Aber verzeiht, damit habt Ihr ganz sicher gesündigt, daß Ihr so sprachet, wie Ihr gesprochen habt. Ihr hängt doch noch zu viel am Geld, wenn Ihr Euch ohne seinen Besitz für unglücklich und für verloren haltet. Und nun erzählt mir doch einmal alles der Reihe nach, wie es sich zugetragen hat."

Der weise Menschenkenner hatte die letzten Sätze in hartem, vorwurfsvollem Tone gesprochen und damit dem Unglücklichen wieder die Selbstachtung und die Zuversicht in sich

selbst zurückgegeben, so daß er aufathmend und sichtlich erleichtert begann:

„Meine Sache ist bald erzählt. Ich habe mich mit großen Summen für solide, brave Geschäftsfreunde verbürgt und bin dadurch schon vor mehreren Monaten empfindlich geschädigt worden. Aber neuerdings bin ich durch Fallissemente, schlechte Geschäftsverhältnisse und Widrigkeiten aller Art so hart mitgenommen worden, daß ich selber genöthigt bin, meine Zahlungen einzustellen."

Rabbi Moscheh erschrak und warf in der Erregung die Bemerkung hin:

„Dazu darf's und wird's nicht kommen."

„Amen," sagte bestätigend der Roschhakohol, „das möge Gottes Wille sein. Aber wie es weiter gehen soll, das weiß ich nicht und darüber wollte ich den Rath des Rabbi erbitten. Ich sollte morgen zur Leipziger Herbstmesse reisen, — glaubt mir der Rabbi, daß ich die Mittel dazu nicht mehr habe? Ich bin allen Verpflichtungen bis zu dieser Stunde auf's gewissenhafteste nachgekommen, dadurch bin ich aber jetzt von allen Mitteln so entblößt, daß ich gewiß nicht zehn Gulden mehr fände, wenn ich auch alle Kisten und Kasten durchsuchte."

„Weiß Jemand etwas von dem Stand Eurer Sache?"

„Keine menschliche Seele, außer Ihr, Rabbi, nicht einmal meiner Frau habe ich bis jetzt davon etwas mitgetheilt; ich dachte mir, sie wird es noch früh genug erfahren müssen. Wenn ich aber dieses Jahr nicht nach Leipzig reise, so wird es die Welt in wenigen Tagen wissen."

„Wie viel braucht Ihr für die Reise nach Leipzig?"

„Bis jetzt haben mich meine Reisen in die Messe nicht nur nichts gekostet, sondern sie haben mir im Gegentheil so

großen Gewinn gebracht, durch die vielen Gelegenheiten, die sich dort zum Kaufen und Verkaufen boten, daß ich das gar nicht genau angeben kann. Ich nahm immer große Summen Geldes mit und bestritt davon die Reisekosten. Die letzteren waren so verschwindend klein, daß sie gar nicht in Betracht kamen, im Vergleich mit den großen Summen, um die es sich dabei handelte. Aber dieses Jahr habe ich keine Kapitalien, die ich mitnehmen könnte, und selbst die einfachen Reisekosten sind für mich unerschwinglich."

„Und wie viel meint Ihr, daß für diese Reise die Kosten betragen können?"

„Doch wenigstens hundert Gulden."

„Hundert Gulden! Das ist nicht viel. Den Betrag leihe ich Euch. Ihr nehmt das Geld, fahrt morgen Lechaim ulscholaum nach Leipzig, sagt weiterhin keiner Seele ein Wort von Eurer gegenwärtigen Lage, und seht zu, daß Ihr das erste Geschäft zum Abschluß bringt, das Euch angetragen wird. Ich bin sicher, daß es Euch so viel Masol und Brocho bringen wird, daß Ihr mir sofort nach Eurer Rückkunft das Geld zurückzahlen könnt."

Bei diesen Worten erhob sich der Rabbi, nahm aus einer Schublade eine Hundertgulden-Note und übergab sie dem Roschhakohol. Es war die einzige, die Rabbi Moscheh Sofer hatte, was auch Rabbi Wolf Pappenheim vermuthete. Er weigerte sich, das Darlehen anzunehmen und versicherte, daß er daran nicht gedacht habe, daß er nur den Rath, nicht aber das Geld des Rabbi wolle, und daß er ja nicht einmal wisse, ob er je das Darlehen zurückgeben könne.

Rabbi Mfocheh aber beruhigte seinen Roschhakohol.

„Glaubt Ihr wirklich, ich würde Euch hundert Gulden leihen, wenn ich nicht sicher wüßte, ich bekomme sie wieder zurück? Ob das Geld die nächsten vier Wochen in meiner Schublade oder in Eurer Tasche sich befindet, ist ja für mich gar kein Unterschied, als der, daß ich, wenn Ihr es habt, eine Mizwo damit thue, was aber nicht der Fall ist, wenn es müssig bei mir liegt. Jetzt aber verliert keine Zeit und bereitet Euch für die Reise vor."

Mit diesen Worten erhob sich der Rabbi, drückte seinem Roschhakohol die Hand und geleitete ihn zur Thüre.

„Wie soll ich Euch danken, guter Rabbi, für das, was Ihr mir da thut," sprach mit Thränen in den Augen Rabbi Wolf Pappenheim.

Aber der Rabbi fiel ihm hastig in die Rede:

„Um Himmelswillen keinen Dank! Ihr wißt doch, daß wir keinen Zins nehmen dürfen, wenn Einer dem Andern Geld leiht. Die Erkenntlichkeit, die der Schuldner aber in seine Dankesworte kleidet, ist nach der Lehre unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken, auch eine Gegenleistung und daher eine Art Zins, den sie Ribbis deworim, „Wortzins" nennen. Wenn Ihr mir ein einziges Wort des Dankes sagen wolltet, so müßte ich das Geld wieder zurücknehmen. Ich wünsche Euch glückliche Reise. Gott hat viele Boten, Er wird Euch schon die rechten senden."

Als Rabbi Wolf Pappenheim schon auf dem Wege war, sandte ihm der Rabbi halblaut den Priestersegen nach und vertiefte sich wieder in seine Korrespondenz.

Jener aber verließ neu belebt und wunderbar gestärkt das Haus des Rabbi. Er hatte wieder das Vertrauen zu sich selbst und den Lebensmuth gefunden und sah zuversichtlich der

Zukunft entgegen. War es der Segen des Rabbi, war es seine trostvolle Zusprache, war es das Vertrauen, das den Rabbi selber erfüllte und ihm ohne Bedenken eine so große Summe leihweise überließ, oder waren es alle diese Momente zusammen, welche ihn mit neuer Zuversicht für die Zukunft erfüllten; Rabbi Wolf Pappenheim kam sich wie neugeboren vor. Rüstig traf er die Vorbereitungen für die Reise zur Messe und in wenigen Tagen schon traf er in Leipzig ein.

Auf dem Wege in sein altes Gasthaus traf er einen langjährigen Geschäftsfreund, Herrn Joelsohn aus Hamburg. Nach der ersten Begrüßung sagte dieser:

„Welch' ein Glück, daß ich, kaum hier angekommen, gerade mit Ihnen zusammentreffe. Ich habe ein Geschäft für Sie, an dem viel Geld zu verdienen ist und dessen sofortiger Abschluß für mich von besonderem Werth ist. Während meiner Reise hierher ist eine Schiffladung mit Kaffee für mich aus Brasilien angekommen von außerordentlich guter Qualität und zu ungewöhnlich billigem Preise. Ich habe das Geschäft zu einer Zeit abgeschlossen, als der Kaffee noch sehr niedrig stand, und weiß, daß bei der steigenden Tendenz viel damit zu verdienen ist. Aber ich kann nicht warten, da ich hier andere große Einkäufe gegen baar zu machen habe. Ich lasse Ihnen die ganze Schiffsladung zu dem Preise, der mir notirt ist und werde Ihnen die Originalrechnung einhändigen. Es handelt sich um ein Objekt von 400 000 Gulden und etwa 3000 Gulden Fracht und Zollspesen. Sie zahlen mich mit Wechseln auf zwei Monate, diese gelten hier bei allen Geschäftsleuten für baares Geld. Schlagen Sie nur beherzt ein und besinnen Sie sich nicht; wenn meine Angaben in irgend einem Punkte nicht der Wahrheit entsprechen, so dürfen Sie jederzeit das Geschäft

rückgängig machen. Wenn Sie die Waare einige Zeit liegen lassen können, so ist bei der gegenwärtigen Tendenz vielleicht das Doppelte zu verdienen. Zu verlieren ist aber dabei nichts. Also abgemacht?"

Bei diesen Worten hielt Joelsohn dem Freunde die Hand zum Einschlagen hin. Pappenheim kannte Joelsohn als streng-reellen Kaufmann und begriff auch sofort die günstige Conjunktur des Geschäftes. Aber wie durfte er, der ruinirte Mann, der nicht mehr als achtzig Gulden seines geliehenen Geldes besaß, an ein solches Geschäft auch nur denken? Da er jedoch dem Rabbi versprochen hatte, das erste sich bei ihm darbietene Geschäft zu machen, so gab dieses Versprechen den Ausschlag. Die Hoffnung, auf diese Weise die entliehenen hundert Gulden wieder zurückzahlen zu können, bestimmte ihn in diesem Augenblicke mehr, als seine eigene kritische Lage. Er schlug ein und das Geschäft war abgeschlossen.

Die beiden Geschäftsfreunde wohnten seit vielen Jahren in einem und demselben Gasthofe. Dort erledigten sie die noch erforderlichen Förmlichkeiten.

Joelsohn legte die Fakturen vor und Pappenheim stellte die Wechsel aus. Zitternd setzte er seinen Namen darunter; es handelte sich um den Betrag von 375 000 Gulden.

Nach etwa acht Tagen kam Joelsohn zu seinem Freunde auf's Zimmer und sagte zu ihm:

„Ich habe Ihnen wieder ein Geschäft vorzuschlagen, bei dem Sie sofort 50 000 Gulden in baar verdienen können; verkaufen Sie mir den Kaffee wieder zurück. Derselbe ist in den letzten Tagen so ungewöhnlich gestiegen, daß ich hunderttausend Gulden daran verdienen kann; die Hälfte des Verdienstes lasse ich Ihnen."

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen darin nicht zu Willen sein kann, denn ich stehe selber bereits mit zwei Abnehmern in Unterhandlung, die den Kaffee ebenfalls in baar bezahlen wollen, und die ich jeden Augenblick erwarte."

Kaum hatte Pappenheim diese Worte gesprochen, als die beiden Herren eintraten und auf Abschluß des Geschäftes drängten.

Herr Joelsohn bot darauf einen höheren Preis, und als die beiden Abnehmer darauf ihr Angebot noch erhöhten, schlug ihnen Pappenheim den Kaffee zu; er hatte Einhundertundzehntausend Gulden bei dem Geschäfte gewonnen und der ganze Betrag wurde Pappenheim sofort ausgezahlt. Als er mit Joelsohn wieder allein war, überreichte er ihm zehntausend Gulden als Entschädigung, die dieser auch nach einigem Zögern annahm.

Pappenheim brannte der Boden unter den Füßen. Er wäre am liebsten sofort wieder nach Preßburg zurückgeeilt, um seinem Rabbinere zu erzählen, welch' wunderbaren Verlauf seine Reise genommen habe. Aber einige geschäftliche Engagements, die er in Leipzig außerdem eingegangen war, hielten ihn noch wenige Tage zurück. Sie gestalteten sich alle überaus günstig. Noch am vorletzten Tage traf er einen seiner Geschäftsfreunde, an dem er durch dessen Fallissement und Bürgschaft eine große Summe verloren hatte. Auch für diesen hatte die Leipziger Messe eine so günstige Wendung seiner Verhältnisse gebracht, daß er die Hälfte der schuldigen Summe sofort berichtigen konnte und die andere in wenigen Monaten zu zahlen versprach.

Jetzt duldete es Pappenheim nicht länger auf der Leipziger Messe. Sie hatte mit Gottes Beistand nicht nur die

Krise, die seinem Hause drohte, abgewendet, sondern ihm noch einen Gewinn gebracht, wie keiner seiner früheren Meßbesuche. Bevor er jedoch Leipzig verließ, überlegte er sich, welche Aufmerksamkeit er seinem gütigen, weisen Wohlthäter wohl bei seiner Rückkehr erweisen könne. Rabbi Moscheh Sofer war in seiner Gemeinde als Kenner von Juwelen und Diamanten bekannt. Niemand in der Gemeinde kaufte Edelsteine und ähnliche Werthgegenstände, ohne vorher das Urtheil dieses Kenners einzuholen. Rabbi Wolf Pappenheim suchte den ersten Leipziger Juwelier auf und kaufte den schönsten, theuersten Ring, den er auftreiben konnte, mit herrlichem Stein und prächtiger Fassung im Betrage von fünfhundert Gulden, um ihn seinem Rabbi als Zeichen der Erkenntlichkeit zu verehren.

Noch bevor Pappenheim bei seiner Rückkehr nach Preßburg sein Haus aufsuchte, ging er zum Rabbiner. Dieser war nicht allein, wie damals vor vier Wochen, sondern zwei Jünglinge saßen bei ihm und waren so vertieft mit ihrem Lehrer in das Studium des Talmud, daß Pappenheim zwei Mal an die Thüre klopfen mußte, bevor man darauf achtete.

Rabbi Moscheh Sofer brauchte Pappenheim nicht zu fragen, wie sich die Messe gestaltet habe, auch ein weniger scharfer Beobachter hätte aus den glück- und freudestrahlenden Augen des Roschhakohol Alles herausgelesen.

Die beiden Männer traten vom Tisch seitwärts in eine Fensternische und führten ihre Unterhaltung in etwas gedämpfter Stimme, aber immer noch laut genug, daß den beiden jungen Leuten kein Wort der Unterhaltung verloren ging.

„Zunächst gebe ich dem Rabbi hier die geliehenen hundert Gulden zurück. Der Segen des Rabbi hat sich an mir in einer

Weise erfüllt, die ich jetzt nicht schildern kann, denn ich bin mit meinem Wagen direkt bei dem Rabbi vorgefahren, ohne noch mein Haus betreten zu haben. Ich werde heute Abend noch vorsprechen und alle Einzelheiten erzählen. Aber ich wollte nicht zurückkehren, ohne zuerst dem Rabbi meinen Dank ausgesprochen zu haben und als schwaches Zeichen meiner Erkenntlichkeit diesen Ring als kleines Weggeschenk von der Messe mitzubringen."

Rabbi Moscheh Sofer nahm lächelnd den Ring, steckte ihn an den Finger, wandte sich dem Fenster zu und betrachtete mit Kennermiene das kostbare Geschenk.

„Ein solches Feuer habe ich noch bei keinem Stein gesehen, das ist kein kleines Geschenk, das ist ein seltener Juwel, wie es in der ganzen Gemeinde keinen zweiten giebt. Und die Fassung, die ist ein wahres Kunstwerk, ich hätte gar nicht geglaubt, daß heute noch so etwas solides und vollendetes fabriziert wird."

Diese halblaut geführte Kritik dauerte gewiß fünf Minuten lang. Der Rabbi ließ den Stein in allen Stellungen und Farben leuchten, steckte ihn von einem Finger an den andern und konnte gar kein Ende mit seinem Lobe finden.

Niemand war glücklicher, als Rabbi Wolf Pappenheim, daß er den Geschmack seines Wohlthäters so gut getroffen hatte, und bei jeder wiederholten Anerkennung verklärten sich auf's neue die Züge des Gebers.

Auf die beiden jungen Leute machte die ganze Scene aber einen ganz anderen Eindruck. Sie befanden sich da vor einem unerklärlichen Räthsel.

So viel stand fest, der Roschhakohol hatte vom Rabbi hundert Gulden geliehen und sie jetzt zurückgebracht. Wie

kommt der steinreiche Roschhakohol dazu, vom Rabbi hundert Gulden zu leihen? Aber was noch viel räthselhafter schien, wie darf der Rabbi mit den hundert Gulden den Ring als Erkenntlichkeit für die geübte Wohlthat nehmen, der Ring ist ja der reine Zins für das geliehene Kapital? Und der Rabbi sollte das übersehen?

„Wir sind verpflichtet," raunte einer leise dem andern zu, „den Rabbi auf die Sünde aufmerksam zu machen, die er zu begehen im Begriffe ist."

„Bist Du von Sinnen," flüsterte der andere zurück, „wir sollten unseren Lehrer an das Gesetz Gottes erinnern dürfen, das er im Schlafe besser inne hat, als wir im wachen Zustande? Das wäre eine unverzeihliche Anmaßung, zu der ich mich niemals hergebe."

„Wenn der Name Gottes entweiht wird, tritt die dem Lehrer schuldige Ehre zurück, sagen unsere Weisen. Sieh' doch die Freude, die der Rabbi mit dem Ringe hat und wie er ihn von einem Finger an den andern steckt. Ich rufe jetzt laut nur das Wort: Ribbis (Zins), das sind wir verpflichtet."

„Vielleicht hast Du Recht. Aber jedenfalls wollen wir der Sache doch erst einmal ihren Lauf lassen, vielleicht fällt es dem Rabbi noch selber rechtzeitig genug ein. Wenn der Roschhakohol das Zimmer verlassen und der Rabbi den Ring behalten wird, dann ist für uns erst die Zeit zum Reden gekommen."

Wieder vergingen zwei lange Minuten, die der Rabbi mit Ausdrücken der Verwunderung über den prächtigen Ring ausfüllte, als sich Rabbi Moscheh Sofer plötzlich an den Roschhakohol wandte:

„Ich wiederhole Euch, daß ich mich nicht erinnere, je ein solches Kunstwerk gesehen zu haben. Hättet Ihr mir den Ring in einigen Wochen zum Geschenk gemacht, so hätte ich ihn dankbar angenommen. Aber jetzt kann ich ihn niemals in meinem Leben annehmen; das wäre ja Ribbis. Nehmt den Ring und bringt ihn Eurer Frau mit, sie wird damit eine große Freude haben und überall gerechtes Aufsehen erregen."

Der Roschhakohol schlug sich vor den Kopf: „Ich Am Hoorez" (Unwissender), rief er aus, „wie konnte ich auch eine so naheliegende Sache übersehen! Es scheint, der Vater im Himmel will dem Rabbi seinen Lohn allein voll und ganz auszahlen, er läßt sich von unsereinem nichts hineinpfuschen. Lebt wohl, Rabbi, ohne Dank und ohne Ring."

Mit diesen Worten verließ der Roschhakohol den Rabbi, um sein Haus aufzusuchen.

Als Lehrer und Schüler wieder allein waren, ergriff der ältere der beiden das Wort:

„Wir müssen den Rabbi um Verzeihung für die Anmaßung bitten, mit welcher wir in jugendlichem Leichtsinn vorhin den Rabbi erinnern wollten, daß hier eine Verletzung des Zinsverbots vorliege. Wir sind jetzt sicher, daß der Rabbi schon vom ersten Augenblick an nicht im Zweifel darüber war, aber wir sind in unserer Uebereilung deshalb an der Handlungsweise unseres Lehrers irre geworden, weil der Rabbi fast volle fünf Minuten seiner Freude über das kostbare Geschenk in so überschwenglicher Weise Ausdruck gab, und damit stehen wir vor einem neuen Räthsel. Wenn, worüber wir ja nicht im Zweifel sind, der Rabbi von vornherein gewußt hat, daß die Annahme des Ringes eine Verletzung der Ribbisgesetze bedeutet, warum hat der Ribbi sich so mit dem Ringe gefreut und den

Roschhakohol — und damit auch uns — so lange in der Meinung gelassen, als wolle der Rabbi das Geschenk annehmen?"

„Eure Frage ist berechtigt," erwiderte der Rabbi mit einem Anflug innerer Ergriffenheit, die ihn unwillkürlich überkam, so oft er von seinem eigenen, großen Lehrer sprach. „Das, was ich hier gethan habe, habe ich von meinem unvergeßlichen Lehrer Rabbi Nathan Adler, das Andenken des Gerechten werde zum Segen, einmal bei einer merkwürdigen Veranlassung zu lernen das Glück gehabt. Als ich noch in meiner Vaterstadt Frankfurt am Main zu Füßen dieses meines einzig großen Lehrers saß und sein Licht auch über meinem Haupte leuchtete, trug sich einmal folgende Begebenheit zu: Eine kleine jüdische Gemeinde im Odenwald war durch gehässige, lügenhafte Anklage in ihrer Existenz bedroht und sollte von Haus und Hof verjagt werden. Das Städtchen gehörte zu den Besitzungen des Fürsten von Dalberg, der zu den treuesten Beschützern der Juden zählte und mit dem auch mein theurer Lehrer persönlich befreundet war. Davon hatte die hart bedrängte Gemeinde Kenntniß, sie hatte deshalb eine Deputation an Rabbi Nathan Adler geschickt, er möge sich für sie bei dem Fürsten verwenden, da sonst der Bestand der Gemeinde und Gut und Blut ihrer Mitglieder auf's äußerste gefährdet sei. Die Deputirten waren in Frankfurt eine halbe Stunde vor Eintritt des Sabbat Chanuka eingetroffen. Der Fürst war zur Zeit nicht in Frankfurt, sondern weilte auf einem seiner Güter in der unmittelbaren Nähe von Gelnhausen. Sofort nach Ausgang des Sabbat schickte mein Lehrer nach einem Wagen, um die Nacht durchzufahren und Sonntag früh bei dem Fürsten vorzusprechen. Es war aber kein Wagen aufzu-

treiben, da keiner der zahlreichen Frankfurter Fuhrwerksbesitzer eine solche Reise bei Nacht wagen wollte. Der Schnee lag nämlich drei bis vier Fuß hoch und die Kälte war grimmig. Mein Lehrer war damals ein alter, schwacher Mann und konnte auf offenem Schlitten die Reise nicht wagen. Mit einem Wagen aber mußte man riskiren, mitten in der Nacht im Schnee stecken zu bleiben. Alle Freunde und Bekannte riethen daher von der Reise ab und drangen in den Greis, dieselbe doch bis zum Tage zu verschieben. Er aber wies alle diese Rathschläge mit der Bemerkung ab, daß man die Erfüllung einer Mizwa, die sich ihm so unerwartet biete, nicht hinausschieben dürfe, und daß er mit jeder Minute, die er unnöthigerweise verstreichen lasse, das Verbot übertrete: „Du sollst nicht stille stehen beim Blute Deines Bruders.“ Er schickte mich noch einmal nach einer Kutsche und beauftragte mich, jeden Preis dafür zu versprechen, nur sollte ich nicht ohne Wagen zurückkommen. Das half. In einer kleinen Stunde war ich mit einem Wagen und zwei starken Pferden da, und nun ging's fort in die Nacht und in den Schnee hinein. Es war selbstverständlich, daß ich meinen Lehrer begleitete. Bei solchen Gelegenheiten hatte ich die beste Veranlassung, die schier unglaubliche geistige Größe meines Lehrers anzustaunen. Wir lernten zusammen ohne Licht und ohne Buch. Mein Lehrer hatte nicht nur den ganzen Talmud, sondern alle Kommentare wörtlich im Gedächtniß und trug sie im Dunkeln vor, als lese er den Wortlaut vom Blatte ab. So merkten wir gar nicht, was draußen vorging, bis etwa nach drei- bis vierstündiger Fahrt der Wagen plötzlich hielt. Der Kutscher war vom Bock gestiegen, hatte den Kutschenschlag geöffnet und bemerkte ganz lakonisch:

„Ich muß den Herren mittheilen, daß wir nicht weiter

können. Der Schnee wird immer tiefer und die Rosse werden immer müder, es geht nicht mehr."

Ich stieg aus dem Wagen, wir waren im freien Feld, umgeben von einer Schneewüste; jetzt war guter Rath theuer. Mein Lehrer aber sagte dem Kutscher, er solle den Wagen hier ruhig stehen lassen, mit einem Pferde in's nächste Dorf reiten und dort Vorspann holen, er bekomme dafür fünf Gulden extra außer den Vorspannkosten. Das zog. Der Kutscher trabte fort; wir schlossen die Kutsche, steckten uns in unsere Pelze und setzten die Diskussion fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich war so vertieft in den Gegenstand, der uns beschäftigte und hatte so alle Geisteskräfte nöthig, den scharfsinnigen Ausführungen meines Lehrers zu folgen, daß ich erst durch das Schellengeklingel des etwa nach drei Stunden zurückkehrenden Kutschers wieder an die Situation erinnert wurde, in der wir uns befanden. Der Kutscher hatte eben frisch eingespannt, als mein Lehrer plötzlich den Wagenschlag aufriß und hinaus in den Schnee sprang. In der Eile hatte er die weiten, warmen Pelzschuhe im Wagen zurückgelassen und stand nun mit seinen dünnen, seidenen Strümpfen im gefrorenen Schnee, nein, er stand nicht, er tanzte und sprang in einer Freude, die ich noch nie an ihm gesehen hatte. Eine Zeit lang sah ich dem zu meinem größten Erstaunen zu, aber begreifen konnte ich's nicht und noch weniger konnte ich's ertragen — daß der gebrechliche Greis ohne Schuhe im Schnee sich bewegte. Ohne ein Wort zu sagen stieg ich ebenfalls aus und hob meinen Lehrer aus dem Schnee wieder in den Wagen. Er aber sprang wieder heraus und sagte zu mir: „Siehst Du denn nichts?" indem er auf die Bespannung des Wagens zeigte.

Jetzt erst gewahrte ich, worum es sich handelte. Der

Kutscher hatte kein Pferd in dem Dorf auftreiben können und hatte Ochsen gebracht, die er mit den Pferden zusammen vor den Wagen gespannt hatte.

„Lieber Johann," sagte ich zu dem Kutscher, „den Vorspann können wir nicht brauchen. Die Bibel verbietet uns Juden zwei verschiedene Thiergattungen zusammen zu spannen. Ihr müßt in Gottes Namen noch einmal in's Dorf und zwei Rosse bringen. Euer Weg wird Euch aber extra vergütet."

„Thut mir Eure Wege kund, Rabbi," sagte ich zu meinem Lehrer, als der Kutscher fort war und wir wieder im Wagen saßen, „warum habt Ihr Euch so ungewöhnlich gefreut, daß Ihr vor Freude mir nicht einmal den Grund derselben sagtet?"

„Du frägst noch?" fragte in seiner Seelengröße erstaunt der Meister. Du weißt doch wie sie uns alle in Frankfurt abgerathen haben, heute Nacht die Reise zu machen, und wie ich gegen den Willen Aller trotzdem die Reise unternahm. Und nun sieh doch, wie Gott unsere Mizwa belohnt hat! Wir hätten doch alt und grau werden, hätten noch hundert Jahre in der Frankfurter Judengasse leben können, wo wären wir bei den Bahnen, in welchen sich unser Leben bewegt, je dazu gekommen, dem Verbot im 5. Buch der Thora Kap. 12, V. 10 zu begegnen und der Vermeidung seiner Uebertretung ein Opfer zu bringen, wie wir es in diesem Augenblicke thun? Begreifst Du jetzt meine Freude?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Daß mein Lehrer seine damalige Mission glänzend erledigte, brauche ich jetzt nicht zu erzählen," fuhr Rabbi Moscheh Sofer fort. „Länger als vierzig Jahre liegt dieses Begegniß zurück und niemals war ich in der Lage es meinem Lehrer nachzuthun bis zu dieser Stunde. Wie kommt im gewöhnlichen

Leben ein Rabbiner dazu, Geld zu verleihen, und so die Gesetze des Zinsverbotes praktisch zu erfüllen? Nun hat der Himmel es wunderbar gefügt, daß ich einmal dem Roschhakohol hundert Gulden leihen und einen so respektablen Zins dafür erlangen konnte. Das fügt sich bei einem Manne meines Standes nicht so leicht; begreift Ihr jetzt meine Freude mit dem Ringe? Es war ein schwacher Abglanz der Freude, wie sie einst in ähnlicher Lage meinen großen Lehrer verklärte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von den oben erwähnten beiden jungen Leuten war der eine der Sohn Rabbi Moscheh Sofers, der spätere Rabbiner von Krakau, Rabbi Schimon Sofer. Ihm hat der Vater später den ganzen Vorgang mit dem Roschhakohol mitgetheilt. Auf diesem Wege habe ich die merkwürdige, sonst nicht bekannte wahre Begebenheit erfahren, und sie nun, wo keine der handelnden Personen mehr lebt, weiter erzählt, um sie der Vergessenheit zu entreißen.